

X. Kapitel.

Der Sturm auf die Missionen.

Als San-lo in sein Heim zurückkehrte, fand er eine Situation, die seinen Horn gegen die Kaiserlichen zu hellen Flammen entfachte. Die Boyer, so hörte er schon in Beijing, hätten die Missionen zerstört und geblindert und eingeborene Christen niedergemacht.

In seinem eigenen Hause sah es aus wie in einem Lazareth. Katholische Missionare und Schwestern waren von seiner Mutter hier aufgenommen worden, und verwundete Boyer und Christen lagen in der großen Empfangshalle nebeneinander gebettet.

Seine Mutter berichtete ihm den Sachverhalt.

Eine Abtheilung Boyer hatte die in der Nähe liegende Mission des Vater Josephus, der durch seine ärztlichen Tüchtigkeit in der Umgegend sich bei den Eingeborenen beliebt gemacht, überfallen und das Haus zerstört. In dem Kampfe, der sich zwischen ihnen und den zum Schutz herbeigeeilten eingeborenen Christen entspann, hatten auch sie einige Schwerverwundete auf dem Kampfplatze gelassen und sich, nachdem sie ihr Zerstörungswerk vollbracht, zurückgezogen.

Vater Josephus hatte sich mit den Ordensschwwestern der Mission in das Landhaus Kwang-tü's geflüchtet und ihre eigenen Verwundeten und die verwundeten Feinde mitgenommen.

San-lo schämte vor Wuth. Er hatte vor seiner Abreise seinen Bundesbrüdern den schriftlichen Befehl erteilt, nichts zu unternehmen, sich auch durch nichts reizen zu lassen; er wußte also ganz genau, daß von Seiten des Bundes diese Zerstörung nicht ausgegangen war. Es mußte also nur eine Intrigue der Kaiserin dahinter stehen, und seine Vermuthung wurde zur Gewißheit, als er die verwundeten vermeintlichen Boyer sah.

Kaiserliche Militärtruppen waren es, die in eine der Bundesgewandungen ähnliche Kleidung gesteckt waren. Ausgesprochen wollte die Kaiserin und ihre Kreaturen den Horn der europäischen Diplomatie auf die vermeintlichen Boyer entladen, um dann die Vollmacht zu haben, diese mit allen Mitteln der Gewalt niederzubrüden. Oder sie wollte Zwietracht im Lager des Bundes säen, um dann im Trüben zu fischen.

In jedem Fall war es eine Intrigue dieser listigen Frau, die ja nur durch Intriguen in die Höhe gekommen war.

Seine Freude über die Bergung des großen Schazes wurde ihm dadurch erheblich beeinträchtigt, und auch die Stimmung seiner Mutter fand er durchaus nicht so gehoben, wie er bei diesem wichtigsten Ereigniß im Leben beider, bei der Bestübergreifung dieses märchenhaften Schazes, hätte erwarten dürfen.

Wie hatte er sich vorher das Entzücken und Entzinnen seiner Mutter ausgemalt, wenn er mit den beladenen Karren zurückkehrte und die Kleinodien des Hauses Ming vor ihr ausgebreitet lägen. Wie sie mit ihm Stück für Stück besah, das Gold und das Silber schätzte, die Edelsteine und das Eisenblei!

Gewiß, sie war davon überrascht, als Alles vor ihr in ihren Gemächern ausgepackt wurde, aber nicht mit der Miene eines Menschen, den etwas freudig berührt, sondern den eine plötzliche Wendung des Geschicks erschreckt.

„Wird es uns Günst bringen, wird es zum Heil sein?“ so fragte sie das eine über das andere Mal; „oh, das Blut der Unschuldigen und Guten, das vergossen werden muß,“ rief sie das eine über das andere Mal aus.

San-lo erkannte seine entschlossene, energische Mutter kaum wieder. Selbst seine Gedanken schienen sie zu belästigen.

War es nicht eine merkwürdige Fügung des Himmels, daß gerade in ihr Haus die verwundeten Christen und auch die verwundeten Chinesen getragen werden mußten? Und von ihren Gedanken überwältigt, ergriff sie die Hand ihres Sohnes, als sie in ihrem Gemach saßen, von dem aus sie in die große Empfangshalle, die jetzt zum Krankenjaal geworden, blicken konnte.

„Sieh San-lo, wie ich dort die bleichen Mädchen aus Europa um die Verwundeten bemühen, die ihre Feinde waren und noch sind. Vor Kurzem noch waren sie in Gefahr, von diesen rauhen Männern niedergeschlagen zu werden, und jetzt pflegen sie sie und heilen ihre Wunden, und sprechen ihnen Trostsworte zu. Und sie dort, ihr Vater schreitet von Lager zu Lager und bewegt die Lippen, er betet für sie, für die Feinde. O, San-lo, San-lo, wie ist das möglich?“

Und sie preßte die Hand des Sohnes heftiger, als sie weiter sprach:

„Ich muß es Dir gestehen, San-lo, ich habe sie gestern gefragt, die bleichen Mädchen mit den sanften Blicken, und den stillen eruchten Mann, der wie ein Heiliger aussieht, wie das möglich sei, daß sie die Feinde pflegen und für die Feinde beten können. Und sie haben mir geantwortet, der Heiland, wie sie ihn nennen, der Erlöser habe befohlen: Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch weh gethan. Und ich sehe wirklich, daß sie es thun. Sind es Menschen, oder sind es Götter? Unser Weiser hat doch gesagt, daß es unmöglich sei, die Feinde zu lieben. Hier aber sehe ich es vor mir, das Unglaubliche. Wenn wir im Irrthum gelebt hätten, San-lo, und wenn diese Menschen dort recht hätten, wenn nur bei ihrem Christengotte Heil und Friede wäre?“

San-lo suchte seine erregte Mutter zu beschwichtigen. Jene dort seien nur schwärmerische Menschen, die auch unter den Christen selten zu finden sind. Die Vernunft des chinesischen Wesens stehe höher als solche Schwärmerie, denn nur dem Freunde könne man Gutes erwünschen, und den Feind müsse man trafen. Es sei schon genug, wenn man die Verwandten und Freunde liebe.

Aber innerlich war er nicht so recht bei seinen Argumenten, er mochte sich nicht zusehen, und dennoch war es so; jenes Bild im Krankenjaale hatte ihn tief erschüttert, und er fühlte, daß es seine Anschauungen ins Wanken hätte bringen können, wenn er vor Jahren davon berührt worden wäre. Sollten es nicht dennoch wirklich

die Sendboten jener Liebe sein, die dazu bestimmt ist, die Welt zu erobern und die Menschen zum Frieden zu bringen, zur Glückseligkeit und Zufriedenheit?

San-lo suchte Gelegenheit, mit Vater Josephus, dem stillen, eruchten Mann, der wie ein Heiliger ausah, zusammenzukommen.

Es ließ ihm eher keine Ruhe, als bis er mit diesem Mann über die Dinge die ihn bewegten, redete.

Die Gelegenheit fand sich bald, denn San-lo war der gefährdete Herr des Hauses und sein Wunsch galt dem schüchternen Vater als Befehl. In San-lo's Gemach sprachen die Beiden miteinander — es war wie eine Unterredung zwischen Feuer und Wasser, zwischen Schwarz und Weiß, zwischen Leben und Tod.

Die Beiden konnten einander natürlich nicht verstehen, ihr Reden war wie eine tönende Schelle, wie ein klingendes Erz.

San-lo fragte, ob es ihm, dem Vater Josephus und den Ordensschwwestern wirklich möglich sei, den Feind zu lieben.

„Ja,“ antwortete der Vater, „wir wollen es jeden Tag erweisen, wir können es.“

Ob das alle Europäer können, fragte San-lo weiter. Das wisse er nicht, erwiderte der Vater. Und darauf käme es auch gar nicht an, ob das viele könnten. Wenige nur seien auserwählt den Willen Gottes zu thun, aber diese Wenigen seien dazu da, um den Sauerteig der Welt zu bilden, die gährende Masse, die alles in Bewegung bringe.

Nicht auf die Zahl komme es an, sondern auf die Begeisterung.

„Wie solle man es aber möglich machen, dem Feinde zu vergeben?“ so San-lo.

Wenn man daran denke, was der Erlöser Jesus Christus gesagt: „Gott vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.“

Aber die großen Männer in Europa,“ entgegnete San-lo darauf, „hätten solche Lehren nie befolgt und die Feinde recht gehaßt und vernichtet, wo sie es konnten.“

„Die großen Männer seien nicht immer die guten und vor den Menschen sei oft derjenige groß, der vor Gott klein sei!“

„Ich aber will für mein Vaterland groß werden,“ damit beendete San-lo das Gespräch mit dem frommen Vater.

Dieser lag dann des Nachts in seinem Kämmerlein und betete zu Gott, er möge San-lo sauerteiglich machen.

Im Rathe der Vorsehung war es anders bestimmt. Ganz anders!

(Schluß folgt.)

Allerlei Angereimtes im Reimen.

(Nachdruck verboten.)

„Ert wäg's, dann wäg's!“ Die Redensart klingt oft an unsre Ohren, Obwohl sie alten Ursprungs, hat sie nicht an Werth verloren. „Ert wäg's,“ das ist ein Vorwortsatz so recht fürs Alltagsleben. „Ert wäg's!“ kann man als guten Rath zur manchen Weisheit geben! „Ert wäg's!“ wenn du ein Weibchen suchst, ob du es launisch erwindest, Dann bist auch dran, daß sich sehr bald der Eiser Faden zum Weibchen. „Ert wäg's“, wenn du verzeihen willst, ob dir's erlaubt die Nase. Ist Eide dein, bleib hüthlich zu Haus, du sparst dann Geld in Masse. „Ert wäg's“, wenn du ein Arbeit fährst, ob es gerecht zu nehmen. Mit solchem Urtheil launest du dir sehr leicht den Mund vernehmen. „Ert wäg's“, bevor du Dinge launest, die nicht leicht vernehmen. Ihr überflüssigen Reimschraus geht gar mancher Wochens den. „Ert wäg's“, ob du ein Wort ausspricht, das Acker könnte tönten, Denn ist ein Wort gesprochen, läßt sich nicht mehr rückwärts lenken. „Ert wäg's“ im Fall die deine Frau ihr süßeres Weib will fügen, Daß sie gebraucht ein neues Kleid, doch — „Rein“ darfst du nicht sagen. „Ert wäg's“, wenn du ein Schriftstück schreibst, du darfst dabei nicht eilen, Das Bichtige liest man gar oft nur in den Zwischenzeilen. „Ert wäg's“, bevor dem Weib du schwärst für alle Zeiten Euer, Leicht ist's gesagt, gehalten schwer, und dann quillt dich die Reue. „Ert wäg's!“ sobald dir zum Quartal der Herr Vermieher kündigt. „Ert wäg's“ gilt hier: es lieh darfst dich noch manch' Weibchen sagen; Denn die Erwägung geländlich war, wird's Wogen auch gelingen, Und sicherlich, ganz wie gewöhnlich, zum rechten Ziele bringen. Auch in der hohen Politik heist es gar oft „Ert wäg's!“ Die Diplomaten unter sich Weistraum reich liegen. „Ert wäg's“ dacht Deutschland lange Zeit, ob es dasheim sollt bleiben, Ob es wey andre Wächte sollt' Welpolitik betreiben? Nun wagt's gewagt! — Zum Schmarren sind auf des Meeres Wogen Viel Eilene der Germania begehrt ansorgogen. 's ward gewagt! — Erwägung ist da viel vorausgegangen. Nun giebt's für Deutschland kein Jurist, kein Hangen und kein Bangen, Hoar wird uns die Welpolitik viel Lyter lassen tragen, Doch nicht gegagt, mein deutsches Volk, verlußt mit reichem Wogen! Im Leben ist es immer so: wer Vortheil will ertragen, Der muß zuvor, damit's ihm glückt, auch manche Lyter bringen. — Wasf' Babarise geht nun hinaus als oberster Heerleiter, Wir wünsch'n: Das Soldatenglied sei immer sein Begleiter. Es hängt der Wagnis als Schlüsselwort für heut auf meiner Leier: „Den deutschen Wagnis Ehr' und Ruhm in China!“

Schreibelmeyer.

Vermischtes.

* Ein Haar-Krach steht in Frankreich bevor. Die zu hoher Blüthe gediehene französische Haarindustrie ist durch den Anstand der Boyer in eine sehr äble Lage gerathen. Die Coiffeure und Perrückenmacher jammern, daß ihr Geschäft zu Grunde gehe. Sie haben das Haar, das sie verarbeiteten, bisher zum größten Theil aus China bezogen, und zwar zu mäßigen Preisen, diese aber haben bezogen seit Ausbruch der Unruhen in wenigen Wochen fünfacht, sind von 20 auf 100 Fres. für das Kilogramm gestiegen. Der Bezug von Haar aus andern Ländern ist schwierig. Die Französinnen sind auf natürlichen Kopfschmuck zu stolz, als daß sie ihn überhaupt hergeben würden. Man hat ihnen schon 100 Fres. für das Kilogramm geboten, und da eine mit starkem Haarwuchs ausgestattete Frau gut 500 bis 600 Gramm abgeben könnte, wäre da ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Allein selbst den ärmsten Mädchen sind ihre Haare lieber als drei Louisd'ors; ehe sie sie verkaufen, würden sie lieber Hungers sterben. Dazu kommt, daß die französischen Perrückenmacher ihr Hauptabsatzgebiet in Amerika haben und dort mehr Werth auf Stärke und Länge des Haars gelegt wird als auf Schönheit. Diesen Anforderungen genügt aber gerade das chinesische Haar in hervorragendem Maße. Der Krach steht daher vor der Thür.

* An Stelle des eisernen Vorhangs, der auch in

französischen Theatern von der hohen Polizei vorgeschrieben ist, ist im Opernhause zu Besancon ein solcher aus Aluminium getreten. Derselbe ist 60 Fuß breit und 54 Fuß lang und aus Aluminiumblechen von 2 mm Stärke zusammengelegt; sein Gewicht beträgt 1800 Kilo, während ein eiserner Vorhang von derselben Größe 8000 Kilogramm gewogen haben würde.

So billig der Mittelstand in England und seiner Hauptstadt wohnt, so übertrieben hoch sind wiederum die Hausmieten in den eleganten Vierteln des vornehmen Londoner Westend. Ueberall handelt es sich natürlich um ein ganzes Haus; denn die Stagenwohnungen sind in London noch sehr selten und die große Mehrzahl der Londoner wohnt in äußerst schmalen, drei Stock hohen Häuschen, deren zwanzig oder 30 gewöhnlich in ein und demselben Stil neben einander gestellt sind, so daß man zuerst nur den Eindruck langer Miesenhauten mit unzähligen Hausthüren empfängt. Weniger eintönig, aber nichts weniger als stilvoll und elegant bieten sich die Wohnstätten der oberen Zehntausend in Belgravia und Mayfair dar. Park Lane, der Gipfel vornehmer Eleganz, ist eine enge Straße mit recht unansehnlichen dunkelgrauen Häusern, deren Aeußeres in Rücksicht die Pracht und den Reichtum ihrer inneren Einrichtung erathen läßt. In dieser fast unabhäblichen Straße sind Hausmieten von 20000 Mark pro Jahr nichts Ungewöhnliches und unter 60000 Mark ist hier nicht das kleinste Häuschen zu haben. Auch für den genannten Mietpreis kann man höchstens auf 3—4 Schlafzimmer und die entsprechend kleine Anzahl von Wohnräumen Anspruch machen, also eine Wohnung, für die man in den Vororten höchstens 1000 bis 1200 Mark, in einer Provinzialstadt sogar nur die Hälfte bezahlen würde. Neben Park Lane regiert als Sitz von Bornehmheit und Reichtum Grosvenor Square mit seinen etwa 60 Häusern, deren Jahresmieten zusammen etwa 3 Millionen Mark betragen! Hier ist äußerst selten mal ein Haus zu haben, da die meisten, wie das in England vielfach üblich ist, auf 99 Jahre an ihre Bewohner vermietet sind. Zu verkaufen sind Häuser in London beinahe nur selten, da gerade die werthvollsten Gegenden von London einigen wenigen Grundstücksbesitzern gehören, die aus der Vermietung ihrer Tausende von Häusern ganz unglückliche Einnahmen erzielen.

Genuß. A.: Was, Du sammelst jetzt auch Ansichtskarten? — B.: Ja, aber erst seitdem ich Adler bin. Wenn ich vable, habe ich keine Gelegenheit, auf die Natur-schönheiten zu achten, darum kaufe ich mir die Ansichtskarten, schicke sie mir und genieße erst zu Hause meine Reife!

Marktbericht.

Weizen, 18. August. Butter 1 Kilo M. 2,40 bis M. 2,60. Ferkel wurden 106 Stück eingebracht und verkauft 1 Stück von M. 8,00—14,00. Duhn, alt, 1 Stück M. 2,20 bis 2,50. Hühner, 1 Stück M. 1,00 bis 1,20. Tauben 1 Paar M. 0,80 bis 1,00. Gans 1 Stück M. 3,00 bis 3,50. Truthahn 1/2, Kilo M. 0,90. Gans, 1 Stück M. 4,50 bis 5,00.

Getreidepreise am 18. August.

Table with 5 columns: Getreideart, geringe Qualität, mittlere Qualität, gute Qualität, and weitere Angaben. Rows include Weizen, Roggen, Gerste, and Hafer.

Wessener Produktenbörse

am 17. August 1900.

Table with 4 columns: Produkt, M., Pf., bis, and M. Pf. Rows include Weizen, Roggen, Gerst. Bran., Hafer, Futtermehl, Roggenkleie, Weizenkleie, Weizenstroh, and Kartoffeln.

Die Haftpflichtversicherung ist in den Städten schon in allen möglichen Berufsreisen, insbesondere unter den Hausbesitzern weit verbreitet und ihre Unentbehrlichkeit wird immer mehr anerkannt. Wie nothwendig sie aber auch auf dem Lande ist, zeigt folgender Fall. Ein Gutsherr besaß im Thüringischen hatte dicht an einem Wege einen Gypel aufgestellt, der die Drehschneidmaschine trieb. Auf dem Wege zur Schule lief ein kleiner Knabe aus Furcht vor dem den Gypel ziehenden Pferde gerade gegen die Drehschneidmaschine, geriet an die Welle und wurde am Bein schwer beschädigt. Da die Welle nicht umkleidet war, mußte der Besitzer für den Schaden aufkommen und hatte 1712 M. zu zahlen. Durch eine gegen eine verhältnismäßig geringfügige Prämie zu erlangende Haftpflichtversicherung hätte sich der Gutsherr gegen diesen erheblichen Verlust schützen können. Auch für allen durch seine Thiere verursachten Schaden ist jeder Besitzer jetzt nach dem Bürgerl. Gesetzbuch ohne weiteres ersatzpflichtig. Gerade Landwirthe sollten deshalb nie ohne eine Haftpflichtversicherung sein. Die Wilhelma in Magdeburg gewährt für Landwirthe eine außerordentlich vortheilhafte Haftpflichtversicherung zu billigen, festen Prämien und unter liberalsten Bedingungen.